

DIE AFFENBROT-CHRONIK, BD. 1

Tanja Bädecker

Afrikaflug

Roman



Edition Graugans

1. Auflage

Copyright © 2016 Tanja Schwarz-Bädecker

Copyright © 2016 Edition Graugans

Friedrichstraße 95

D-10117 Berlin

www.edition-graugans.de

Alle Rechte vorbehalten

Erste Auflage

ISBN: 978-3-94470-435-7

Umschlagfotos: „Quiver Trees by Night 2“,

(c) Florian Breuer, www.floriansphotographs.com; iStock

Serien-Logo und Landkarte: Lisa-Maria Graf

Satz und Layout: Leni Waltersdorf

Lektorat: Annett Zingler

Druck: BoD – Books on Demand, Norderstedt

Printed in Germany

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über www.dnb.de
abrufbar.

Für meine Kinder

Usisafirie nyota ya mwenzio.

Richte dein Segel nicht nach dem Stern eines anderen.

--Ostafrikanisches Sprichwort

Leben heißt, langsam geboren zu werden.

Es wäre auch zu bequem, wenn man sich fertige
Seelen besorgen könnte. Ich sage dir: es gibt keine
göttliche

Amnestie, die dir das Werden erspart.

--Antoine de Saint-Exupéry,
Flug nach Arras



1

Man nennt ihn den Kaiser Afrikas. Wir erblickten ihn zum ersten Mal vor genau fünf Monaten bei unserem Hinflug auf der Strecke von Nairobi nach Daressalam aus einer Höhe von dreißigtausend Fuß. Dennoch schien er so nah, als könnten Daniel und ich in seinen weißen Krater greifen und einen Schneeball formen.

Aber das ist lange her. Mit den ahnungslosen Jugendlichen von damals haben wir nur noch die Namen gemeinsam. Ansonsten ist nichts mehr so, wie es einmal war. Unser damaliges Leben ist für immer vorbei.

Damals waren wir nur Jenny und Daniel Sandau, zwei ganz normale Gymnasiasten aus München, und nicht Jenny und Daniel Sandau, die gesuchten Flugzeugdiebe und Terroristen.

Ja, es ist kaum zu glauben, aber so werden wir jetzt genannt. Im Internet, in allen Zeitungen, auf allen Sendern. Daran darf ich aber jetzt nicht denken. Ich denke nur noch an den Kaiser. Mein Bruder und ich sind nämlich mit Seiner Majestät verabredet.

Seine Personalien kann man in jedem Geografiebuch nachlesen: Erloschener Vulkan. 5.895 Meter hoch und damit der höchste Punkt des Kontinents. Erste europäische Entdeckung: 1848. Gletscherschwund durch den Klimawandel.

Diese Fakten, diese Zahlen kommen mir kurz in den Sinn, werden aber bald von anderen Fakten, von anderen Zahlen wieder verdrängt. Unsere Höhe: 10.002 Fuß.

Unsere Geschwindigkeit: 159 Knoten. Öldruck: normal. Außentemperatur: -2 Grad. Uhrzeit: 3.05 Uhr, ostafrikanische Zeit. Wetter: Gewitterfront im Anmarsch. Turbulenzen: gering.

Wir fliegen ohne Beleuchtung und ohne Transponder. Wie zwei Schmuggler.

Daniel schläft neben mir im Pilotensitz. Er windet sich gelegentlich, als ob ihn innerlich etwas auffressen würde. Ich weiß, was ihn quält, aber ich kann ihm nicht helfen. Gleich muss ich ihn wecken, damit er wieder das Kommando übernimmt. Für den letzten Akt. Schließlich ist es sein Afrikaflug. Sein Weg. Seine zweite Chance. Das habe ich erst jetzt wirklich begriffen.

Aber wir sind Geschwister, und wir gehen diesen Weg, wir wagen unseren ersten Nachtflug gemeinsam. Auch wenn es unser letzter sein wird. Es bleibt uns nichts anderes übrig. Und wir müssen zusammenhalten. Das habe ich übrigens hier unten gelernt. Das und vieles andere mehr.

Ich halte den Steuerknüppel fest, während meine Augen nochmals alle Zeiger und Displays überprüfen. Höhe: 9.998 Fuß. Geschwindigkeit: 161 Knoten ... Ich muss fast lachen, als ich mir überlege, dass wir in unserem Alter noch lange kein Auto fahren dürfen. Und nun fliegen wir ein Flugzeug!

Das dürfen wir allerdings auch nicht.

Wo bleibt unser Ziel? Es kann nicht mehr weit sein. Noch eine halbe Stunde vielleicht. Hinter der nächsten Wolkenbank. Oder der übernächsten.

Dann werde ich den erblicken, den die Menschen hier den „Weiß leuchtenden Berg“ nennen. *Kilima-Njaro*. Den Kaiser eben. Und dann ist unser Weg zu Ende. So oder so.

Mein Tagebuch liegt aufgeschlagen auf meinem Schoß. Ich greife immer wieder nach meinem Bleistift und kritzele

ein paar Stichworte hin, damit ich nichts vergesse: Kaiser.
Krater. Schneeball. Nachtflug. Weg. Lebensbaum.

Simba. Mbuyu. Korongo.

Wenn wir diesen Flug überstehen, wenn wir noch in dieser Nacht wieder den Boden unter unseren Füßen spüren, dann weiß ich eines: Ich werde Zeugnis ablegen. Ich werde alles niederschreiben.

Ein für alle Mal.

Wird man es mir glauben – wenn ich es selbst kaum glauben kann? Darauf weiß ich jetzt schon die Antwort. Bibi Sabulana hat es mir beigebracht. *Jede Geschichte ist wahr, hatte sie immer gesagt. Man muss sie nur zu verstehen wissen.*

2

Was hatten wir überhaupt in Afrika zu suchen? Wie waren wir beide in diese verrückte Situation geraten? Wie kam es zu unserem Termin beim Kaiser? Während ich das Flugzeug unterm Sternenzelt auf Kurs halte und Daniel neben mir schlafen sehe, krame ich in meinem Gedächtnis.

Und dann weiß ich es wieder.

Es begann mit dem Schnee.

Ich erinnere mich an einen eisigen Freitagnachmittag Anfang Dezember. Ich bemerkte die erste flauschige Flocke, als ich gerade aus dem Bus ausstieg. Ich fing sie mit meiner Zunge auf und dachte: *Morgen kann ich mit Nadine und Jana im Olympiapark rodeln!*

Als ich unsere Haustür erreicht hatte, fielen die Schneeflocken schon so dicht, dass ich keine zwei Meter weit sehen konnte.

Ich hatte noch nie so viel Schnee in München erlebt. Die nächsten Tage würden sicher turbulent werden. Nach dem Abendessen wollte ich deshalb unbedingt mit Christine die Tagesschau sehen. Wir saßen zusammen auf dem Sofa wie zwei Schwestern – beide gleich groß, beide gleich blond, beide gleich unruhig. Daniel und Papa fehlten. Daniel trieb sich irgendwo in der Stadt herum. Das war damals typisch für ihn, weswegen Christine schlecht drauf war und sich kaum beherrschen konnte. Dazu erzähle ich gleich mehr.

Papa war im Auftrag seiner Zeitschrift irgendwo in Italien unterwegs und wollte erst Anfang der darauffolgenden Woche zurückkommen.

19.58 Uhr. Christine seufzte. „Ich muss endlich auf andere Gedanken kommen.“ Ich hatte meine Mutter noch nie so hibbelig erlebt wie an jenem Abend. Sie nahm immer wieder Zeitschriften in die Hand, legte sie wieder zur Seite, schaute alle zwei Minuten auf ihr Handy und tigerte durch das Haus wie ein eingesperrtes Zootier. Nun hatte sie endlich den Fernseher eingeschaltet. Ich war gespannt zu sehen, ob sie auch nur eine Viertelstunde stillsitzen konnte.

Zuerst kam die Vorschau für eine Komödie über zwei tollpatschige Touristen, dann eine für einen Thriller mit Geheimagenten und gestohlenen Flugzeugen. Dann erschienen endlich die großen weißen Ziffern der Digitaluhr, die die Tagesschau ankündigte.

Ich schaute so gut wie nie Nachrichten. Mit meinen dreizehn Jahren dachte ich noch, dass die Geschichten, die da erzählt wurden oder die in Papas Zeitschrift erschienen, gar nichts mit mir zu tun haben konnten. Genauso wenig wie die Serien, die ich guckte, irgendetwas mit der äußeren Wirklichkeit gemeinsam hatten, obwohl sie wenigstens unterhaltsam waren. Ich wollte lediglich mehr über den Schneesturm erfahren. Würden wir am Wochenende nicht nur rodeln, sondern auch Ski fahren können, zum ersten Mal in diesem Winter? Christine wollte bestimmt wissen, ob Papa es bei diesem Wetter zurückschaffen würde oder ob er seinen Flug verschieben musste. Sie musste ihn dringend sehen und mit ihm über unsere Zukunft reden.

Die Nachrichten rauschten an mir vorbei. Ich erinnere mich an einen Bericht über einen neuen Vertrag gegen biologische Waffen, der gerade in Wien unterzeichnet wurde. Dann wurde von politischen Unruhen in irgendeinem Land in Afrika berichtet. In Stockholm

wurden die Nobelpreise während einer großen Gala verliehen. Danach folgten Berichte über Wintersturmwarnungen in ganz Mitteleuropa und ein Wissenschaftler wurde interviewt, der behauptete, das Ganze würde mit dem Klimawandel zusammenhängen.

Davon verstand ich überhaupt nichts. Es machte mich nicht einmal neugierig. Hauptsache, ich konnte mich am nächsten Tag mit meinen Freundinnen im Schnee vergnügen. Aber gegen Ende der Sendung kam ein Bericht, den ich sehr wohl verstand. Man brachte Bilder von einem Einfamilienhaus im Allgäu, dessen Dach urplötzlich unter dem Gewicht der Schneemassen eingestürzt war. In einem Augenblick saß die Familie friedlich zusammen – vielleicht waren sie gerade beim Mittagessen –, und einen Augenblick später fiel das Dach über ihnen ein und begrub sie lebendig unter sich. Die Mutter, den Vater und zwei Kinder im Teenageralter. Einfach so. Ich weiß noch, wie ich mich damals fragte, wie so etwas passieren konnte. Warum guten Menschen böse Dinge widerfahren – als ob das überhaupt eine gescheite Frage wäre. Aber ich war dreizehn, das Allgäu war weit weg, Stockholm und Afrika viel weiter, und eigentlich ging es mich nichts an.

Ja, so dachte ich damals.

Dass es tatsächlich einen Zusammenhang zwischen dem Einsturz eines Einfamilienhauses im Allgäu am Nachmittag und dem tödlichen Absturz eines einmotorigen Flugzeugs über den Alpen in den frühen Morgenstunden, worüber anschließend berichtet wurde, geben könnte, wäre mir nie im Leben eingefallen. Jedenfalls nicht, bis zwei Stunden später das Telefon klingelte. Denn wenige Augenblicke danach stürzte mein eigenes Leben ein. Aber der Einsturz erfolgte nicht auf einmal, wie im Falle des Hauses bei Kempten, obwohl es mir damals so vorkam. Nein, diese Nacht war nur der Anfang.

Die Art und Weise, wie sich mein Leben in nur anderthalb Jahren veränderte, war so verrückt, so abartig irre, dass ich heute fast darüber lachen könnte. Fast.

Damals lebten wir nicht auf dem Gelände einer staubigen, isolierten Klinik irgendwo im Osten Afrikas. Unser Haus in Bogenhausen, im vornehmen Osten Münchens, war eine wunderschöne Villa in einer ruhigen Seitenstraße. Das Haus hatte einen riesigen Garten mit hohen Ulmen und blühenden Magnolienbäumen, dazu einen duftenden Rosengarten, wo unsere Mutter ihre spärliche Freizeit in Gummistiefeln und mit einem Spaten verbrachte. Das Esszimmer hatte keine niedrige Decke mit verschmutzten Adobewänden und einem rauchenden Kamin. Es war nicht mit groben Tischen und Stühlen aus einer nahe gelegenen Berufsschule möbliert. Ganz im Gegenteil: Unser Esszimmer in Bogenhausen hatte eine hohe Stuckdecke gehabt, mit hellen weißen Wänden und bunten, gerahmten Bildern. Jeder hatte uns darum beneidet. Es war gefüllt mit edlen alten Möbeln, mit einem kristallinen Kronleuchter, der sich auf dem polierten Mahagoniholz des langen Esstisches spiegelte. Wir hatten einen Wintergarten mit Blick auf den Park gegenüber. Da konnte man sich an kalten Wintertagen in Decken hüllen und Kakao trinken, während draußen der Schnee – der Schnee! – in der Luft wirbelte.

In München hatten wir Haustiere gehabt. Keine nervigen Paviane, die ständig Leckerbissen erbettelten und gelegentlich in die Küche einbrachen und alles auf die Erde schmissen, wenn man einmal vergaß, die Tür des Missionshauses abzuschließen. Nein, wir hatten richtige Haustiere, wie es sich in Deutschland gehörte. Wir hatten eine graue Perserkatze namens Scheherazade, die auf meinem Schoß lag und schnurrte, während wir fernsahen, und die abends mein Bett wärmte. Ich besaß auch zwei

weiße Kaninchen namens Frank und Franziska, die in einem Käfig in meinem Zimmer wohnten und jeden Nachmittag nach der Schule frei im Haus herumhoppeln durften, ohne die Angst zu haben, im Kochtopf eines Nachbarn zu landen, wenn man nicht höllisch aufpasste.

Zwar liebte ich alle drei so, als wären sie meine eigenen Kinder. Aber mein größter Traum damals war ein eigener Hund. Ich hatte mich überall umgehört und ziemlich viel Zeit in verschiedenen Online-Foren auf der Suche nach dem perfekten Hund verbracht, und ich wusste schon, welche Rasse die richtige für mich wäre: Ein Golden Retriever. Davon wussten meine Eltern längst, aber ob ich den Hund dieses Jahr zu Weihnachten oder erst nächstes Jahr bekommen würde, war noch offen.

Wie hätte ich wissen sollen, wie gut Daniel und ich es damals hatten – auch ohne Hund? In Bogenhausen konnte man das Wasser tatsächlich direkt aus dem Hahn trinken, ohne es vorher zu filtern und es eine Viertelstunde lang abzukochen. Und wir hatten rund um die Uhr elektrischen Strom, und zwar durchgehend und ohne Spannungsschwankungen. Statt einer Kerosinlampe auf unseren Kommoden hatten Daniel und ich jeweils eine ganze Vielfalt an Lampen, ein Fernsehgerät, eine Stereoanlage, ein Smartphone, einen Tablet und ein Notebook. Ich hatte einen Blu-ray-Spieler, der an meinen Breitbildfernseher angeschlossen war, womit ich jederzeit exotische Landschaften und wilde Tiere in mein Zimmer holen konnte. An Daniels Fernseher waren eine PlayStation und eine Xbox mit Virtual Reality angeschlossen. Damit konnte er sich mit einem leichten Druck auf den Controller in atemberaubende Abenteuer stürzen und ganze Nächte im Endkampf mit Orks und Zombies verbringen.

Damals hieß „Einkaufen gehen“ nicht das Feilschen an den wackligen Marktständen in Zimmermann's Bend, zwischen Haufen von Bananen und Papayas, salzigem Stockfisch und billigen Textilien. Für mich bedeutete Einkaufen damals einen Gang in den Supermarkt oder eine Fahrt mit der U-Bahn zur Sendlinger Straße, zur Kaufinger Straße oder zu den Boutiquen im Westend. Für Daniel bedeutete es ein entspanntes Durchstöbern von CDs und der neuesten Computer-Software bei Saturn oder Media Markt.

Damals bedeutete „Schule“ nicht ein langes, niedriges Gebäude ohne Strom, wo fünfzig bis hundert tansanische Kinder jeglichen Alters auf langen kratzigen Holzbänken saßen und unverständliche Wörter von der Kreidetafel abschrieben. Es bedeutete auch nicht das todlangweilige Heimschulungsmaterial von der Fernschule, womit man uns jahrelang quälte. Nein, Schule bedeutete zunächst unsere Grundschule und dann das Gymnasium – für Daniel natürlich das Rupprecht-Gymnasium in Neuhausen und für mich ein privates Gymnasium in Nymphenburg – beides mit hellen modernen Klassenräumen und sehr gut ausgebildeten Lehrern. Schule bedeutete Freunde. Schule bedeutete Aktivitäten, echte Aktivitäten. Schule bedeutete, sich auf das Abitur, die Universität und ein fantastisches Leben zu freuen.

So sollte es auch sein. Christine wollte immer das Allerbeste für uns beide. Als einziges Kind eines wohlhabenden Juraprofessors und einer Gymnasiallehrerin in Passau war ihr das Beste gerade gut genug. Ihre Eltern Heinrich und Linda Jäger, die Daniel und ich immer Opa Heinrich und Oma Linda nannten, hatten ihre Tochter auf die besten Schulen geschickt und auch ihr Medizinstudium in Berlin und London finanziert. Nach ihrer Heirat und sogar nach unserer Geburt hatte Christine es noch

geschafft, ihre Ausbildung in einem Krankenhaus in München zu vollenden und für ein Jahr in einer Dorfklinik in Honduras zu arbeiten. Nun arbeitete sie als Partnerin in einer vornehmen Gemeinschaftspraxis in der Maximilianstraße.

Obwohl sie erst fünfunddreißig Jahre alt war, hatte sie es schon sehr weit gebracht. Das Leben war gut zu ihr gewesen. Es hatte sie mit einem fabelhaften Aussehen gesegnet, mit Verstand, zwei wunderschönen Kindern (wenn ich es so sagen darf!) und einem erfolgreichen Ehemann. Nur schade, dass sie selbst nicht gut zum Leben sein konnte und keine Zeit hatte, mit Daniel und mir zu reden.

Ich meine, es war nicht so, dass sie nicht wusste, wie man redet. Sie redete den ganzen Tag, ob mit ihren Patienten über deren Beschwerden oder mit ihren Partnern über den Ausbau der Praxis, ob sie Vorträge hielt oder psychologische Beratung anbot. „Das gesprochene Wort“, wie sie es nannte, war der Kern ihrer Arbeit als Psychologin. Das war sogar der Titel der monatlichen Kolumne, die sie für die Zeitschrift „Beziehungen“ schrieb und die sie bundesweit ziemlich bekannt gemacht hatte. Sie hatte mittlerweile drei erfolgreiche Bücher veröffentlicht, die schon in mehreren Sprachen erschienen waren, und war mehrfach in Talkshows aufgetreten. Mindestens einmal im Monat konnte man direkt nach dem „Tatort“ live erleben, wie sie ihren wohlüberlegten, sachkundigen Senf zu diesem oder jenem gesellschaftlichen Problem gab. Die Privatsender hatten schon eine eigene TV-Sendung ins Gespräch gebracht. Ihr Wartezimmer war immer rappellvoll, denn sie hatte sich inzwischen den Ruf erworben, eine Antwort auf alles zu haben.

Das Problem war, dass sie nach einem langen Tag oder gar Abend gesprochener Wörter einfach nichts mehr zu

sagen hatte. Ich denke, sie wusste schon, dass es Fragen gab, die sie stellen sollte, aber sie fand keine Worte mehr, um sie auszudrücken.

Wenn Christine diejenige war, der das Beste gerade gut genug war, dann war es ihr Mann, und unser Papa, Max Sandau, der das Beste möglich machte. Max hatte immer Zeit für Daniel und mich – wenn er zu Hause war, was aber leider immer seltener der Fall war. Max konnte Zaubertricks vorführen. Max brachte uns von seinen vielen Reisen immer Geschenke mit. Es war Max, der unseren Tanzunterricht und unsere Reitstunden finanzierte. Er trug immer maßgeschneiderte Anzüge und roch so, wie Väter zu riechen haben – nach französischem Rasierwasser und kubanischen Zigarren. Max hörte nie auf zu reden. Max konnte uns immer zum Lachen bringen. Wenn er da war, hörte das Lachen niemals auf. Max liebte schnelles Essen und schnelle Autos. Dabei konnte ihm Christine seine Extravaganzen nicht übel nehmen, weil es gerade diese lebensfrohe Art war, mit der Max unsere Mutter einst für sich erobert hatte.

Max nahm Daniel und mich immer auf Reisen mit, wenn er Zeit hatte und Christine beschäftigt war. Wir waren schon in Hongkong und Rio de Janeiro und zweimal in Jakarta und Sydney. Dreimal in Paris und gar viermal in New York – oder schon fünfmal? Wir wussten nicht, wie oft er uns schon nach London mitgenommen hatte. „Es gibt nur eine Welt“, sagte Max immer, wenn Christine ihn fragte, ob er mit Daniel und mir nicht zu viel und zu schnell gereist wäre. „Die Zukunft ist global.“ Oder: „Im Informationszeitalter ist ein Ort wie jeder andere. Es geht darum, in Bewegung zu bleiben, und je eher die Kinder das lernen, umso besser für sie.“ Oder: „Fliegen werden sie eines Tages selber“, pflegte er zu sagen. „Es ist unsere Pflicht als Eltern, dafür zu sorgen, dass sie flügge werden.“

Papa schrieb für die Zeitschrift MONITOR. Er war wegen bestimmter Ereignisse in seiner Familiengeschichte Journalist geworden – Ereignisse, die unter anderem dazu geführt haben, dass er seine Großeltern nie gekannt hatte – und er lebte geradezu dafür, alte Rätsel zu lösen und neue Schandtaten aufzudecken. Jahrelang hetzte er von einem Brennpunkt zum nächsten. Ob Wirtschaftsskandale, Flüchtlingsdramen, rechtsradikale Ausschreitungen, Naturkatastrophen – Max Sandau war immer zur Stelle. Er hatte auch zwei Bestseller über Menschenhandel und Waffenschmuggel geschrieben. Dabei habe ich mich damals kaum für sein Geschreibsel interessiert. Im Gegensatz zu Mama ist er nie im Fernsehen aufgetreten, denn dazu hatte er gar keine Zeit und noch weniger Lust. Ich wusste zwar, dass er sich einen Namen gemacht hatte, aber das war es auch schon. Was er damals in China und Indien zu tun hatte, im Nahen Osten und neuerdings in Afrika und den USA, wo er immer viele Wochen am Stück unterwegs gewesen war, blieb ein Rätsel. Woran er jetzt gerade arbeitete, wussten wir nicht – ich glaube, kein Mensch außer ihm hatte den Durchblick –, das kam alles viel später. Aber mit uns hatte es sowieso nichts zu tun.

Zumindest damals noch nicht.

Dabei ging seine ständige Abwesenheit nicht spurlos an Daniel vorüber. Max war in Daniels Leben ein einziges schwarzes Loch. Mein Bruder kam sich wohl wie ein Halbwise vor. Er war in den vorausgegangenen Monaten fast nur noch mit seinen Freunden unterwegs, und ich hatte schon mitbekommen, wie seine Schulnoten litten. Obwohl er damals erst fünfzehn war, bangte Christine schon um sein Abitur. Dass er schon einmal bei einem kleineren Ladendiebstahl erwischt wurde, war mir auch nicht entgangen, auch wenn wir nie darüber redeten.

Am Nachmittag vor dem großen Schneesturm klingelte es an der Wohnungstür. Ich legte mein Handy beiseite und schaute aus meinem Zimmerfenster. Draußen vorm Haus stand ein Streifenwagen. Christine machte die Wohnungstür auf. Ich sah vom Flur aus, wie zwei Münchner Polizisten ihre Ausweise zückten und eintraten. Die Beamten zeigten Christine eine Reihe von Fotos, die die Sicherheitskameras der Münchner Verkehrsbetriebe einige Tage zuvor in einer U-Bahn-Station aufgenommen hätten. Es bestand kein Zweifel. Daniel – mein Bruder Daniel – hatte versucht, die ganze Station mit schwarzer und roter Farbe vollzusprühen, bis er von einem späten Fahrgast überrascht wurde und die Flucht ergriff. Offenbar hatte die Polizei schon länger ein Auge auf ihn gehabt, und die Fotos waren das letzte Puzzleteil. Daniel hatte sich nicht einmal die Mühe gegeben, sich zu verummnen.

Christine ließ sich in einen Sessel fallen. Ihr Gesicht war bleich wie Sauerteig. Ich glaube, sie hatte den Rest der Geschichte gar nicht mitbekommen, aber ich habe die beiden Polizisten sehr wohl verstanden. Die Sache würde ganz gewaltige Folgen nach sich ziehen. Und wo blieb Daniel? „Ich rufe euren Vater an“, sagte Christine zu mir, sobald die beiden Polizisten gegangen waren. „Er muss endlich nach Hause kommen. Es ist mir egal, was er in Italien macht und was er für eine Story recherchiert – er muss sich endlich um seine eigene Familie kümmern.“

Am späten Abend hatte Christine Max schließlich erreicht. Er hatte geantwortet, dass er bei Tagesanbruch zum nächstgelegenen Flughafen fahren und endlich nach Hause fliegen würde.

Von Daniel fehlte weiterhin jede Spur.

Und nun fielen die Schneeflocken. Die Tagesschau war schon lange zu Ende und ich saß in meinem Zimmer. Ich hockte vor meinem Laptop und schrieb hier und da einen

Kommentar in einem Forum für Golden-Retriever-Besitzer und -Züchter, während ich Scheherazade das dicke Fell kraulte. „Keine Angst“, sagte ich zu ihr. „Auch wenn ich einen Hund bekomme, wirst du immer meine Nummer Eins sein.“ Ich hatte inzwischen drei Züchter ausgesucht und auch schon ein paar vorsichtige Preisanfragen abgeschickt. Schließlich stand Weihnachten vor der Tür.

Dann klingelte das Festnetztelefon. Ich sprang auf, als ich es hörte. Mir war so, als hätte ich auf eine Botschaft gewartet. Ich stand im Flur, als Christine den Hörer abnahm. „Hallo?“ sagte sie. „Ja, Frau Doktor Sandau am Apparat.“ Einen Augenblick später: „*Polizei?* Haben Sie Daniel gefunden?“

Und dann – Stille. Und dann noch mehr Stille, als Christine den Hörer wie in Zeitlupe auflegte. Sie verschwand wortlos in ihr Arbeitszimmer. Ich zögerte eine ganze Minute, dann folgte ich ihr. Ich entdeckte meine Mutter auf ihrem Schreibtischstuhl, zusammengekauert, ihre Notizen für die neue Zeitungskolumne waren auf dem Fußboden verstreut. Eine der Topfpflanzen war vom Schreibtisch gekippt und lag wie ein Häufchen Verwüstung auf dem Parkett. Christine hatte ihre Knie an sich gezogen und hielt ihre Augen fest geschlossen. „Euer Vater“, murmelte sie. „Ein Flugzeugabsturz.“

Draußen rieselte der Schnee. In meinem Inneren schlug eine Tür zu. Ich hörte geradezu, wie sich der Schlüssel umdrehte. Auf einmal wusste ich, dass mein bisheriges Leben für alle Zeiten zu Ende war. Dass ich mich ab jetzt von allen Gewissheiten verabschieden musste.

Als ich meine Augen schloss, sah ich vor mir – so scharf und deutlich, als ob das Bild mit einem Stahlgriffel in meine Netzhaut eingeritzt worden wäre – eine weite, öde, von

einem eisigen Wind durchfegte Steppe. Ohne Straße. Ohne Pfad. Ohne Wegweiser.

Das, schien mir der Wind zu sagen, ist deine Zukunft.